

Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck

„Parrhesia’ – Worüber es sich in Kirche und Gesellschaft zu streiten lohnt“

Festakt in der Katholischen Akademie Berlin am Mittwoch, 9.11.2016, ab 15.00 Uhr,
anlässlich 70 Jahre Herder Korrespondenz

Verehrte Damen und Herren!

I.

Vor wenigen Wochen haben wir in meinem Heimatbundesland Nordrhein-Westfalen den siebzigsten Jahrestag seiner Gründung gefeiert, auch Niedersachsen ist 70 Jahre alt geworden. Heute begehen wir den siebzigsten Geburtstag der Herder Korrespondenz. Im Zeitalter des demografischen Wandels sind siebzig Jahre noch kein Alter. Für viele ist es in ihrer Biografie sogar eine besonders schöne Zeit. Man ist noch überwiegend fit, zumeist finanziell relativ abgesichert (das besondere Risiko der Altersarmut betrifft erst kommende Alterskohorten), kann das Aufwachsen der eigenen Enkel beobachten und begleiten, hat endlich die Zeit, ferne Länder zu bereisen, kurz: viele befinden sich im wohlverdienten Ruhe- und Unruhezustand. Viele würden sich auch selbst ungern als alt bezeichnen, so aktiv sie sind. Die 70 seien das neue 50; so und ähnlich titelten Journale mit Verweis auf psychologische Studien zu Kognition und Wohlbefinden. Demnach erwies sich tatsächlich die kognitive Leistungsfähigkeit der aktuellen Probanden als 19,61 Jahre jünger als die früherer Vergleichsgruppen.¹ Wenn man sonntags vom Ambo in die Gemeinde blickt, sind die Übersiebzigjährigen die den Kirchenalltag zumeist tragende Generation. Ohne diese Generation wäre das kirchliche Leben, wie es in den letzten Jahrzehnten geprägt wurde, heute nicht denkbar. Und es stellen sich die drängenden Fragen, was im kommenden Jahrzehnt geschieht, wenn aus der Generation der Babyboomer so viel weniger Nachfolger zur Verfügung stehen, was dies bedeutet und wie wir dann Kirche sind. Ich bleibe dabei ganz optimistisch. Es wird ganz anders, aber es wird auch gut!

¹ Vgl. z.B. http://deutsch.medscape.com/artikelansicht/4903517_print: Abgerufen am 5.11.2016.

II.

1946 wurde die Herder Korrespondenz in Freiburg unter französischer Besatzung mit dem Ziel gegründet, die deutschen Katholiken nach Jahren der Isolation durch die Naziherrschaft und den Zweiten Weltkrieg wieder an die weltkirchliche Öffentlichkeit heranzuführen.² Zunächst ging es unter dem Untertitel „orbis catholicus“ neben kirchlich-religiöser und politisch-sozialer Berichterstattung auch um den Abdruck päpstlicher und anderer kirchlicher Texte. Anstelle dieser speziellen Informationsdienstleistung traten dann im Kontext des Zweiten Vatikanischen Konzils während der 1960er Jahre Kommentare und Stellungnahmen. Die Herder Korrespondenz ist in ihrer Geschichte ein Spiegel der intellektuellen Entwicklung des (west-)deutschen Nachkriegskatholizismus` Sie ist – mehr als ein Spiegel – das Medium der Reflexion für das Verhältnis von „Gesellschaft und Religion“, wie die Monatshefte seit Langem ihren Auftrag in ihrem Untertitel beschreiben. Wir feiern mit dem heutigen Jubiläum nicht eine abstrakte Idee, sondern sind dankbar für das konkrete Werk vieler Menschen aus Verlag und Redaktion sowie aus den unzähligen Schreibstuben in aller Welt, die im Wortsinn „beigetragen“ haben.³ Ich bin zuversichtlich, dass die Herder Korrespondenz trotz ihres fortgeschrittenen Alters die jugendliche Spannkraft besitzen wird, die vor uns liegenden Herausforderungen reflexiv zu begleiten und auf diese Weise zum heute mehr als nötigen neuen Selbstfindungsprozess von Katholizismus und Christentum im Kontext der Religionen, der Politik, Wissenschaft und der anderen wirkmächtigen Dynamiken unserer Zeit beizutragen. Zumindest wünsche ich mir das sehr! Der Titel unseres heutigen Symposiums weist unmissverständlich auf diese Orientierungsfrage hin: „Worüber es sich in Kirche und Gesellschaft zu *streiten* lohnt.“

III.

Gestatten Sie mir hier eine Zwischenbemerkung aus aktuellem Anlass und mit Blick auf eine besondere Begriffsprägung im Kontext der aktuellen Debatten um Religions-, Integrations- und Sicherheitspolitik. Wenn in gewissen öffentlichen Diskussionen Anträge schlicht und plakativ mit den Worten „Politischer Islam“⁴ betitelt werden und damit unter Integrationsvorzeichen die Themenfelder Terrorismus und Krieg, Totalitarismus und kulturelle Dominanz zusammengefasst werden, macht mich das, ohne hier weiter ins Detail gehen zu können, als Katholik und Bischof sprachpolitisch sehr besorgt. So nötig und

² Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Herder_Korrespondenz: Abgerufen am 5.11.2016.

³ Vgl. z.B. Lehmann, Karl Kardinal (2014): Genie der Neugierde. Kardinal Lehmann zum Abschied von Chefredakteur Ulrich Ruh, in: Herder Korrespondenz Jg. 68, Heft 10, 497-500.

⁴ Vgl. <http://www.sueddeutsche.de/politik/parteitag-inmuenchen-das-islam-dilemma-der-csu-1.3234934>.

dringend das Anliegen einer differenzierten, kritischen und konstruktiven Auseinandersetzung mit dem Islam als Realität in Europa und der Welt und insbesondere mit den politischen Herausforderungen von Fundamentalismen aller Art ist und auf der Tagesordnung steht, so erhoffe ich mir doch für die Reflexivität und insbesondere die demokratische Steuerung dieses Diskurses ein Mindestmaß an historischer Kontextualisierung und Sensibilität. Der Eindruck scheint sich zu bewahrheiten, dass, wer die Geschichte nicht kennt, sie zweimal erlebt. Und dies manchmal mit vertauschten Rollen! Gerade das Bewusstsein um die katholischen Erfahrungen in den Kulturkämpfen des 19. Jahrhunderts bis hin zum Zweiten Vatikanischen Konzil müssten doch aufmerksam machen für heikle Begriffsprägungen. Der „*politische Katholizismus*“ gehört in den Zusammenhang katholischer Aufklärungs- und politischer Assimilierungsprozesse im Kontext der oftmals als schmerzvoll erfahrenen gesellschaftlichen Modernisierung und damit einhergehenden religiösen Relativierung. Dieser politische Katholizismus ist doch bis heute ein Reservoir und Resonanzraum nicht zuletzt für explizit christlich-soziale Ideen und für politische Motivationen. Das Kreieren religiös-politischer Kampfbegriffe wie „politischer Islam“ steigert nur die Emotionalität und Unversöhnlichkeit der Debatten und ist einer seriös-konstruktiven Auseinandersetzung höchst unzutraglich. Damit wäre eine der wesentlichsten Lehren aus den heute doch gut befriedeten Kulturkämpfen vergangener Tage beschrieben. Wir sollten schon vorsichtig sein beim Verweis mit dem Zeigefinger auf andere, wenn drei Finger auf uns selbst gerichtet bleiben. Das auf Populismus zielende Sprachspiel „Politischer Islam“ wirkt auf mich als ein höchst ernüchterndes Indiz für das für viele, bis weit in die bürgerlichen Milieus, zunehmend Irritierende am Religiösen und ist ein Alarmzeichen für eine irrationale Desintegration in der eigenen Tradition.

IV.

Soweit der Exkurs in die Aktualität, der aber auch in die Überlegungen unserer heutigen Veranstaltung einführt: „Worum lohnt es sich zu streiten?“

Streit ist ein Begriff, den wir zunächst einmal gesellschaftspolitisch als Auseinandersetzung divergierender politischer Ideologien und nicht als kirchliche Beschreibungskategorie verorten, geht es uns doch in der Kirche im Besonderen um die Einheit im Glauben und um die Einheit des Glaubens. Aber bei näherer Hinsicht trägt dieser Begriff der Einheit mindestens einen Schatten der Entzweiung mit sich. Das zeigt sich in der Kirchengeschichte, die doch auch sinnvoll als eine Konfliktgeschichte um diese Einheit zu entwickeln wäre.

Hier in der Berliner Akademie liegt es nicht fern, zur Frage von Streit und Versöhnung, von Konflikt und Erlösung zunächst den Berliner Philosophen Georg Simmel heranzuziehen, der mit seinen heute als klassisch geltenden Analysen um 1900 in dieser Großstadt einer der Gründungsväter der Soziologie als wissenschaftlicher Disziplin wurde. Streit als etwas Asoziales zu betrachten, wäre aus Sicht Simmels ein naiv-moralisierender Kurzschluss. Wenn jede „Wechselwirkung“ – Simmels soziologischer Grundbegriff – unter Menschen eine Vergesellschaftung sei, müsse Kampf und Streit, die eine der lebhaftesten Wechselwirkungen darstellten, durchaus als Vergesellschaftung gelten. Ohne eine gemeinsame Basis der Gegner könne sich ihre Auseinandersetzung gar nicht entfalten. Kirchliche Verhältnisse gäben mit die stärksten Beispiele, weil in ihnen die kleinsten Divergenzen wegen ihrer dogmatischen Fixierung sogleich eine logische Unversöhnlichkeit enthielten. Streit und Konkurrenz sind für den Soziologen in der modernen Gesellschaft, die sich nicht zuletzt durch ihre Freiheits- und Individualisierungsprozesse ausbildet, ein Dauerphänomen. Je mehr Liberalismus, außer in die wirtschaftlichen und politischen, auch in die familiären und geselligen, die kirchlichen und freundschaftlichen, die rangordnungs- und allgemeinen Verhältnisse eingedrungen seien, je weniger diese vorbestimmt und durch allgemeine historische Normen geregelt würden, je mehr sie dem labilen, von Fall zu Fall sich herstellenden Gleichgewicht oder den Verschiebungen der Kräfte überlassen wären, desto mehr würde ihre Gestaltung von fortwährenden Konkurrenzen abhängen; und der Ausgang dieser wiederum in den meisten Fällen von dem Interesse, der Liebe und den Hoffnungen, die die Konkurrenten in verschiedenem Maße in dem oder den Dritten, den Mittelpunkten der konkurrierenden Bewegungen, zu erregen wüssten. Es lohnt sich auch im Hinblick auf unseren obigen Exkurs, Simmel wörtlich zu zitieren: „Die katholische Kirche befand sich eigentlich von je in einem doppelten Kriegszustand: gegen den ganzen Komplex mannigfaltiger Lehrmeinungen, die zusammen das Ketzertum bilden, und gegen die Lebensinteressen und -potenzen neben ihr, die ein von ihr irgendwie unabhängiges Machtgebiet beanspruchen. Die geschlossene Einheitsform, derer sie in dieser Lage bedurfte, gewann sie dadurch, daß sie Dissidierende doch noch so lange wie irgend möglich als sich zugehörig behandelte, von dem Augenblicke an aber, wo dies nicht möglich war, sie auch mit unvergleichlicher Energie von sich stieß. (...) Auch ist es der Einheit des Protestantismus durchaus nicht zuträglich, daß er keine eigentlichen Häretiker hat. Das Einheitsbewusstsein der katholischen Kirche dagegen ist durch die Tatsache der Häresie und durch das kriegerische Verhalten gegen sie entschieden gestärkt worden. An der Unversöhnlichkeit des Gegensatzes gegen die Ketzerei haben sich die mannigfaltigen Elemente der Kirche immer gleichsam orientieren und, trotz mancher

auseinanderführender Interessen, auf ihre Einheit besinnen können. Darum ist der vollständige Sieg einer Gruppe über ihre Feinde nicht immer ein Glück im soziologischen Sinne. (...) Ja, es mag innerhalb mancher Gruppen geradezu eine politische Klugheit sein, für Feinde zu sorgen, damit die Einheit der Elemente als ihr vitales Interesse bewusst und wirksam bleibe.“⁵ Ich warne ausdrücklich davor, dieses Modell zu übertragen und in den etablierten Parteien aus populistischen Motiven heraus diese Freund-Feind-Logik in einer Antagonie zum Islam zu konstruieren. Für Simmel ist der Kompromiss die Alternative zur Streitbeendigung durch Sieg im Sinne eines Ausgrenzens und Niederringens eines äußeren Feindes. Mit seiner pazifizierenden Dimension ist der Kompromiss nicht nur für ihn eine der „größten Erfindungen der Menschheit“. Die Politische Philosophie hat mit Blick auf die Konfessionskriege in Europa auf dieser Basis das Konzept des Gesellschaftsvertrages entwickelt. An diesen Gedanken sollten wir wieder anknüpfen.

V.

Es sind also echte von unechten Konflikten zu unterscheiden: während die einen in Kauf genommen werden, um außerhalb des Konflikts liegende Ziele zu erreichen, ist das „Handeln gegeneinander“ im anderen Fall Selbstzweck.⁶ In einer nichtnaiven Perspektive ist der Streit zunächst etwas völlig Normales, eine übliche Form der Vergesellschaftung des modernen Menschen. Die Übereinstimmung ist dagegen das zu Erklärende, schwer zu Initiierende und stets Wiederherzustellende, das Interessante zu fragen ist: Worüber müssen wir unbedingt Konsens erzielen, was kann man offen lassen, und was stellt im Konfliktfall das Gesamtsystem infrage? Geht es um die Sache oder schüren wir aus anderen Motiven Konflikte, um Abhängigkeiten zu erhalten oder Machtstrukturen aufzubauen? Eine der Grunderfahrungen des modernen Menschen ist die der Ambivalenz – gleichsam als die Innenseite eines äußeren Lebens in Konfliktstrukturen –, sich hinsichtlich seiner eigenen Identität und seiner Beziehungen zur personalen und gesellschaftlichen Umwelt in Widersprüche zu verfangen. Die sich stetig steigende Komplexität der Wirkungsweisen unserer Welt überfordern uns systematisch. Nicht zuletzt ist die religiöse Existenz von einer Ambivalenz geprägt, die sich im Bewusstsein ausdrückt, zwar in der Welt, aber nicht von der Welt zu sein. Nach dem Aufbruch des Zweiten Vatikanischen Konzils hat sich innerkirchlich verstärkt ein Krisenbewusstsein verbreitet, vor allem als so genannte Ungleichzeitigkeit des

⁵ Simmel, Georg (1992): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (Gesamtausgabe Bd. 11), Frankfurt/M.: Suhrkamp, 355-360.

⁶ Vgl. auch Tyrell, Hartmann (2008), Konflikt als Interaktion, in ders.: Soziale und gesellschaftliche Differenzierung, Wiesbaden: VS-Verlag, 17-38.

Gleichzeitigen. Der Versuch des Anschlusses an die moderne Gesellschaft durch die Entwicklung einer religiösen Anthropologie, die im Politischen ihre Entsprechung im öffentlichen Eintreten für die Menschenrechte und die Religionsfreiheit eines jeden Menschen hatte, ist nur ein erster Schritt gewesen. Die Erosion der herkömmlichen Kirchlichkeit, die für manche täglich unerträglich werdenden Ambivalenzen zwischen den normativ kirchenrechtlichen und dogmatischen Beschreibungen und Sanktionen von (Ideal-)Vorstellungen eines gelingenden Lebens einerseits und dessen in vielfältigen Alltagskonflikten infragegestellter gesellschaftlicher Existenz andererseits lassen viele an der Kirche verzweifeln und werden zu einem Glaubenshindernis. An vielen Stellen stehen sie unversöhnlichen Vertretern einer „reinen Lehre“ gegenüber, die angesichts von Ambivalenzen im offenen Konflikt das gemeinsam Katholische infrage stellen.

VI.

Papst Franziskus hat dies (in der Funktion seines Amtes als Hüter der Einheit) mit beiden Familiensynoden in den Jahren 2014 und 2015 aufgegriffen. Indem er die Ergebnisse der vorab verschickten Fragebögen transparent machte, wurde der bisher latent gehaltene Konflikt zwischen Ideal und Wirklichkeit offen und bei den divergierenden Debattenbeiträgen in den Bischofsversammlungen auch sichtbar. Als Antwort auf das neue Bewusstsein von Ambivalenz erinnert der Papst in seinem Nachsynodalen Schreiben die Kirche, die er mit einem Feldlazarett vergleicht, an das Gesetz der Gradualität:⁷ Ihm geht es in ignatianisch-jesuitischer Tradition um eine Unterscheidung der Geister. Mit Bezug auf das Familienthema hält er fest, was meines Erachtens auf die ganze Lehrverkündigung übertragbar ist: Man habe von der Synode und seinem Apostolischen Schreiben keine neue, auf alle konkreten Fälle anzuwendende, generelle gesetzliche Regelung kanonischer Art erwarten dürfen: „Es ist nur möglich, eine neue Ermutigung auszudrücken zu einer verantwortungsvollen persönlichen und pastoralen Unterscheidung der je spezifischen Fälle. Und da ‚der Grad der Verantwortung ... nicht in allen Fällen gleich (ist)‘, müsste diese Unterscheidung anerkennen, dass die Konsequenzen oder Wirkungen einer Norm nicht notwendig immer dieselben sein müssen. Priester haben die Aufgabe, die betroffenen Menschen entsprechend der Lehre der Kirche und den Richtlinien des Bischofs auf dem Weg der Unterscheidung zu begleiten“ (AL 300). So wie der Papst die Bischöfe mahnt, gegenüber Christen in sogenannten irregulären Situationen – also in offenen Konflikten – moralische Gesetze nicht so anzuwenden, „als seien es Felsblöcke, die man auf das Leben von Menschen“ werfe (AL 305) und dass man sich vor

⁷ Franziskus 2016: Nachsynodales Apostolisches Schreiben *Amoris Laetitia*, Rom.

einer kalten „Schreibtischmoral“ hüten solle (AL 312), so sollte auch für den innerkatholischen Diskurs über die Ambivalenzen und die Themen, über die es sich zu streiten lohnt, die Perspektive der Gradualität gelten und die einfache Grundregel, sich wechselseitig die Katholizität nicht abzusprechen. Gradualität kann ambivalente „entweder-oder-Spannungen“ in einer pragmatischen Perspektive transzendieren, nämlich in einem „sowohl-als-auch“. Genau darum geht es doch, nämlich die Sensibilität für erlösende Transzendenz zu erhöhen und diese gleichzeitig zu bezeugen wie zu begründen. Die Vorstellung, Ambivalenzen ließen sich ignorieren oder einfach auflösen, wäre unterkomplexer Relativismus und kann nicht gemeint sein. Der gesellschaftliche wie der kirchliche Zusammenhalt beruht heute weniger auf der Deklaration und Proklamation von Werten und Normen, sondern ergibt sich aus den Möglichkeiten, Fähigkeiten und Mechanismen, die Menschen im Umgang mit Ambivalenzen in gemeinsamer Verfahrensweise entwickeln und institutionalisieren. In diesem Sinne stehen wir meines Erachtens an der kirchen- und heilsgeschichtlichen Schwelle hin zu einem neuen dogmatischen Reflexionsparadigma, das auf andere Weise als bisher von einer dogmatisch-juridisch und spirituell relevanten Normativität der Pastoral ausgeht. Lehramt und Dogmatik wie das Kirchenrecht sind dabei, eine neue Ambivalenzkompetenz und Konfliktfähigkeit zu entwickeln und müssen dies weiterhin tun. Hieraus generiert sich das, was auch die Herder Korrespondenz zu ihren Markenzeichen gemacht hat: eine immer wieder neue Reflexion auf das Verhältnis von Gesellschaft und Religion, von Welt und Kirche, um die es uns um des Mutes zur Differenzierung und der Befähigung zur Freiheit im Glauben zu tun ist. Darum lohnt es sich allemal zu streiten – um Gottes und der Menschen willen! – Damit gratuliere ich zu 70 Jahren Herder Korrespondenz und wünsche dem Verlag Herder und allen Verantwortlichen eine glückliche Hand und Gottes Segen.